



Universitätsbibliothek Paderborn

Westfälisches Dorfleben

Buse, Johannes

Paderborn, 1926

Weh' dem, der lügt

urn:nbn:de:hbz:466:1-30935

Weh' dem, der lügt.

1.

Gin echter, rechter Frühlingstag ist's, wie er im Buche steht. Die Sonnenstrahlen liegen warm auf der neuerwachenden Erde, und hoch oben in der sonnigen Bläue jubilieren die Lerchen. Die Wiesen zeigen eine frischgrüne Färbung, und Bäume und Sträucher tragen braune Knospen. Hier und da lugt sogar schon eine weiße Blüte neugierig vom Apfelbaum in die Welt. Vielfach sind die Leute auf den Feldern beschäftigt: hier wird gepflügt, dort gesät oder gepflanzt. — Ein Lenzenbild.

Auch Franz Brochhoff zieht zum Pflügen hinaus aufs Feld. Mutig wiehernd ziehen die beiden Pferde den leichten Wagen, der nur mit dem Pfluge belastet ist. Und der junge Bauernsohn blickt mit fröhlichem Gesicht bald rechts, bald links; er freut sich der wiedererwachten Natur. Dort die Heide und das krüppelhafte Kieferngetrüpp scheinen freilich von dem Frühlingswehen noch nicht berührt zu sein, aber hier an den Birkenhecken ist der Lenz nicht achtlos vorübergegangen. Und der kleine Bach am Wege, er murmelt so hell, und die Rätkchen an den Weidenzweigen überschütten ihn mit gelblichem Blütenstaub, wie er unter ihnen herfährt.

Endlich ist der Acker erreicht, und mit einem Ruck werden die Pferde zum Stehen gebracht. Mit kräftigen Armen hebt Franz Brockhoff den Pflug vom Wagen, schirrt die Pferde davor, dann geht's auf die noch brach daliegende braune Fläche. — Bald reiht sich Furche an Furche; frischer Erdgeruch steigt aus ihnen empor. Franz geht ernst und sinnend hinter dem Pfluge her, noch ernster als der Rabe, der hinter ihm herstelzt und die Erde nach Würmern und Engerlingen absucht. Er träumt mit offenen Augen von der Vergangenheit, von der Zukunft . . . und hinter dem Pfluge träumt sich's leicht und gut.

Aber glückliche Träume sind es nicht, die sein Denken in Anspruch nehmen und eine Unmutsfalte auf seine Stirne legen. Und doch würde mancher an seiner Stelle glücklich sein, so glücklich, wie nur ein siebenundzwanzigjähriger Bursche sein kann.

Der einzige Sohn eines ziemlich begüterten Bauern, Erbe des Brockhofs, von dem Vater geliebt, gesund, kräftig . . . Was könnte ihm noch zu seinem Glücke fehlen? . . . Die Braut? . . . Er braucht doch nur zu wählen! . . . Und er würde wählen, wenn's nicht schon der Vater an seiner Statt getan hätte . . . und gerade diese Wahl ist's, die ihm die Freude raubt.

Die Anna Dahlberg! — Wie konnten nur des Vaters Augen auf dieses Mädchen fallen? — Nicht, daß an ihrer Ehre etwas zu tadeln wäre, nein, aber

stolz und herrisch ist sie, und mit einer solchen Frau zu leben, kann er sich nicht denken.

„Die Dahlbergs haben ein gutes Vermögen,“ hat der Vater gesagt, „und dem alten Dahlberg habe ich's schon vor einigen Jahren so quasi versprochen, daß die Anna auf den Brodhof soll. Also wäre es mir lieb, wenn du dich nach meinem Wunsche richten wolltest. Du bist nun alt genug, und es wird Zeit, daß wieder eine Frau ins Haus kommt. Fremde Leute sind fremde Leute!“

So hat der Vater wieder gestern abend zu ihm gesprochen, schweigend hat er die Worte angehört, dann hat er die Zähne aufeinandergebissen und ist hinausgeeilt. — Ja, wenn's sich um die Agnes Schmidt gehandelt hätte, dann wäre es was anderes gewesen, denn mit der möchte er schon glücklich werden. — Längst schon hätte er dem Vater seinen Herzengewunsch mitgeteilt, aber der Mut hat ihm bisher gefehlt . . . Und doch, er muß nun bald mit der Sprache heraus, denn der Vater drängt und . . .

„Guten Morgen, Herr Brodhoff!“ ruft da eine helle Stimme.

Verwundert schaut dieser auf von seinem Sinnen, und eine tiefe Röte überzieht sein Gesicht, als er nur wenige Schritte von sich entfernt am Wege dasselbe Mädchen stehen sieht, mit dem sich soeben seine Gedanken beschäftigten. Bei seinem Sinnen und Grübeln

hat er dessen Herankommen nicht bemerkt, und nun steht die Agnes Schmidt unbefangen lächelnd vor ihm.

„Guten Morgen, Fräulein Agnes,“ grüßt er zurück, indem er die Pferde zum Stehen zwingt. „Was treibt Sie denn schon so zeitig heraus?“

„Das gute Wetter,“ antwortet sie. Mit einem Blick auf ihren Spaten fährt sie dann fort: „Ein wenig graben wollte ich, denn es wird Zeit, wenn das Gärtchen in Ordnung soll.“

„Sie sollten solch harte Arbeit aber andern überlassen, Fräulein Agnes.“

„Wer soll's denn tun, Herr Brockhoff? — Die Mutter ist schwach und kränklich; fremden Leuten können wir die Arbeit nicht übertragen. — Sie wissen ja selbst, daß der selige Vater hier keine Reichtümer sammeln konnte. Sein Gehalt war nur gering, und Augusts Studium auf dem Lehrerseminar hat auch Geld gekostet.“

„Hat er nun eine gute Stelle?“

„O ja! — Er unterstützt die Mutter nun, so gut er vermag.“

„Aber ist Ihnen die landwirtschaftliche Arbeit denn nicht zu schwer?“

„Nein, Herr Brockhoff“, lächelt sie wieder, „ich bin ja gesund und gut bei Kräften. Der Vater hat uns Kinder früh mit derlei Arbeiten bekannt gemacht, und heute machen sie mir Freude.“

„Ich glaube es, Fräulein Agnes! — Aber ob die Freude auch noch anhalten würde, wenn es sich um das Regiment eines Bauernhofes handelte, zwischen Knechten und Mägden?“

Forschend suchen seine Augen in den Zügen des jungen Mädchens zu lesen.

„Warum sollte es da mit der Freude zu Ende sein, Herr Brochhoff?“ gibt dieses arglos zur Antwort. Es bemerkt das Verfängliche nicht, das in der Frage des jungen Mannes liegt. „Eine echte Bäuerin, die für die Landwirtschaft lebt, wird unter den Knechten und Mägden auch ein gutes Regiment führen und stets nach dem Rechten sehen. Es muß ihr ja eine Freude sein, wenn alles seinen ordnungsmäßigen Gang geht, und dann kann Gottes Segen doch nicht ausbleiben. — Aber ich stehe hier und halte Sie bei der Arbeit auf. Sehen Sie, dort hinten kommt Ihr Vater schon gegangen.“

Franz Brochhoff folgt mit den Augen der Richtung, die ihm des Mädchens Hand weist. Ja, das ist sein Vater, der alte, gebeugte Mann, der quer über die Felder diesem Alter zuschreitet.

„Nur nicht zu fleißig, Herr Brochhoff!“ ruft die Agnes, dann eilt sie mit ihrem Spaten weiter.

Der Franz treibt die Pferde wieder an, und wieder wird Scholle auf Scholle von dem Brachboden losgerissen.

Und der Franz finnt wieder, wie er hinter dem Pfluge hergeht, aber diesmal beschäftigen sich seine Gedanken nur mit dem jungen Mädchen, das nun hinter der Birkenhecke verschwindet, und er faßt den Vorsatz, nur dieses als Bäuerin auf den Brodhof zu bringen.

Da steht der Vater auch schon vor ihm.

„Nun, Vater, wo kommst du denn her?“ fragt er verwundert.

„Ich war bei den Knechten drüben und wollte nun einmal sehen, wie es hier mit dem Boden steht. — Ist schon ziemlich ausgetrocknet, da können wir bald säen.“

„Und nun willst du wieder nach Hause, Vater?“

„Hm, eigentlich ja. — Ich könnte auch mal bei Dahlbergs zusehen, wie es da steht.“

„Nach Dahlbergs willst du?“ Unmutig blickt Franz zu dem Vater auf.

„Ja! — Ist ja nicht mehr als Freundschaft ... und wenn die Anna auf den Brodhof soll als junge Bäuerin . . .“

„Halt ein, Vater“, spricht nun Franz mit abwehrenden Gesten, „ich führe die Anna nicht auf den Brodhof. — Ich habe dir nie widersprochen, und es tut mir leid, daß ich deinen Wunsch nicht erfüllen kann, aber in dieser Angelegenheit, wo es sich um mein Lebensglück handelt, muß ich selbst entscheiden.“

Erstaunt, mit weitgeöffneten Augen blickt der alte Brodhoff seinen Sohn an. Er kann die Worte, die er vernommen, nicht fassen.

„Junge, du willst die Anna Dahlberg nicht?“

„Nein, Vater!“

„Und ich habe es ihrem Vater schon vor einigen Jahren versprochen. — Soll ich denn wortbrüchig werden?“ Erregt klingen diese Worte, doch Franz bleibt ruhig.

„Das Versprechen hat für dich keine bindende Kraft. — Im übrigen war es nicht recht von dir, ohne mein Wissen und Willen über meine Zukunft zu bestimmen.“

„Unsinn! — Aber warum willst du denn die Anna Dahlberg nicht? — Eine Frau muß wieder auf den Hof, so kann nicht weitergewirtschaftet werden. — Oder hast du bereits eine andere Wahl getroffen?“

Der junge Mann wird verlegen, wie er die Augen des Vaters so ernst und forschend auf sich gerichtet sieht. Einen Augenblick zögert er, dann aber zwingt er sich zu einer Antwort.

„Ja, Vater, ich habe bereits eine Wahl getroffen. — Wollte es dir schon gestern abend sagen, daß ich dir eine Schwiegertochter auf den Hof bringen möchte und auch welche, aber ich konnte es nicht herausbringen, wirklich nicht.“

„So, also doch?“ fragt der Vater gedehnt. „Und wer ist's?“

„Wer's ist?“ Frei blickt Franz dem Vater in die Augen. „Die Agnes Schmidt meine ich.“

„Agnes Schmidt, des seligen Lehrers Tochter?“

„Ja, Vater, und wenn du dein Herz und deinen Verstand urteilen läßt, wirst du sie als Schwieger-tochter willkommen heißen müssen, wenn sie auch nichts mit auf den Hof bringt. — Oder hast du an ihr etwas zu tadeln?“

Der Vater schlägt mit seinem Stocke Ringe in die Luft. Es fällt ihm aber schwer, des Sohnes Ansichten zu seinen eigenen zu machen.

„Das gerade nicht,“ antwortet er nach einer Weile, „aber überlegen muß ich's mir doch mal.“

Dann stapft er ohne Gruß wieder weiter dem Dorfe zu, während der Franz ihm eine ganze Zeit hangend und bangend nachsieht, bis er hinter der Wegebiegung verschwindet.

Höher und höher steigt die Sonne, und wärmer und wärmer wird's den Leuten, die im Felde arbeiten. Da hallt vom Turme der Dorfkirche der Klang der Alveglocke durch die klare Frühlingsluft, freudig begrüßt von den Ermatteten, denn nun gibt's etwas Ruhe, oder es geht dem Dorfe zu.

Franz ist just mit dem Pflügen des Ackers fertig geworden. Bald hat er die Perde wieder vor den Wagen geschirrt, und nun fährt auch er heim. —

Das Mittagsmahl ist beendet. . . . Der alte Brodhoff betet die Dankgebete. . . . Es ist, als ob seine Stimme ein wenig zittert. . . . Jetzt verlassen die Knechte und Mägde das geräumige Zimmer, nur

der Hofbauer bleibt unbeweglich auf seinem Stuhle sitzen.

„Franz, bleib' einmal zurück,“ spricht er tonlos, als er sieht, wie sich auch dieser erhebt.

Damit sich die Leute erst verlaufen und er mit dem Vater völlig allein ist, tritt er ans Fenster und blickt hinaus in den Hausgarten, wo Veilchen und Aurikeln ihre Kelche bereits erschlossen haben. Endlich ist der letzte hinausgegangen, und nun tritt er an den Vater heran.

„Nun, Vater?“ fragt er, halb furchtend, halb hoffend.

Dieser sieht noch immer regungslos da, ernst wie ein Bild von Stein, nur die Rechte trommelt nervös auf der weißen Tischplatte.

„Ich habe darüber nachgedacht, über die Agnes Schmidt nämlich,“ quält er endlich hervor, ohne aufzublicken.

„Und wie lautet dein Urteil, Vater?“ fragt Franz in höchster Spannung, indem er einen Stuhl heranzieht und sich dem Vater gegenüber am Tische niederläßt.

„Ich habe es ja schon längst bemerkt, daß du dich für die Agnes mehr als nötig interessierst. Nun, sie ist ja ein braves Mädchen, das mir als Schwieger-tochter schon recht wäre, wenn sie auch kein Vermögen hat. Der Sohn vom Brochhofe kann sich auch eine Bäuerin ohne Geld holen.“

Die Freude leuchtet dem jungen Manne bei diesen Worten aus den Augen. „Hab' Dank, Vater, für diese Worte,“ spricht er, indem er sich über den Tisch beugt und dem Vater die Hand reicht, die dieser jedoch nur lässig ergreift.

„Aber ich fürchte, daß wir uns Dahlsbergs zu Feinden machen, denn die Anna lebt in der Hoffnung, Brockhofbäuerin zu werden.“

Franz zuckt mit den Schultern. „Es tut mir leid, wenn sie sich ohne mein Wissen Hoffnungen gemacht hat, aber wenn Dahlsbergs rechtlich denken, werden sie in meinem Entschluß keine Zurücksetzung erblicken.“

„Ja, wenn. — Also mit der Agnes bist du einig?“

Erstaunt, mit weitgeöffneten Augen blickt Franz den Vater an. „Einig? Nein, Vater, gefragt habe ich sie noch nicht, aber ich glaube fest, daß sie eine diesbezügliche Anfrage bejahen würde.“

Nun ist die Reihe des Staunens an dem Vater. „Noch nicht gefragt und tuft doch so sicher? Was sind denn das für Geschichten? — Da war's zu meiner Zeit doch eine andere Mode. — Da wurde gefragt, ja gesagt und Hochzeit gefeiert. — Na, da werde ich wohl den Freiwerber spielen und dir das Jawort aus dem Lehrerhäuschen holen sollen?“

Verlegen kaut der Franz an den Spitzen seines Schnurrbartes.

„Aber das sage ich dir, Junge, bekomme ich einen Korb . . .“

„Dann füge ich mich deinem Wunsche, Vater, und heirate die Anna Dahlberg.“

Laut lachend erhebt sich der alte Brochhoff von seinem Sitz. Franz geht hinaus, überglücklich, er zweifelt gar nicht daran, daß die Agnes dem Vater das Jawort mitgibt. Er macht sich im Hausgarten zu schaffen, aber die Arbeit will ihm nicht von der Hand, es ist, als ob das Glück in seiner Brust nicht Raum genug fände. Ab und zu wirft er einen verstohlenen Blick nach der Hecke am Hofeingange, er kann die Zeit gar nicht erwarten, bis der Vater zum kleinen Häuschen hinaufgeht, das die Lehrerswitwe bewohnt. Die Minuten werden ihm zu Stunden. Endlich, nach langem Warten — die Sonne neigt sich bereits zum Untergange — hört er das Hofstor knarren. — Sein Herz pocht, als er den Vater dahingehen sieht, und er schämt sich ob seiner Zaghastigkeit. — Mit hochrotem Gesicht schleicht er ins Haus auf seine Kammer. Von dort aus späht er hinaus auf den Weg, über den der Vater wieder heimkehren muß.

Der alte Brochhoff hat das etwas abseits vom Dorfe gelegene Häuschen erreicht. Nun steht er vor der Türe ein wenig still, um etwas zu verschaffen, denn die alte Altemnot macht sich wieder bei ihm bemerkbar. Dann tritt er in den kleinen Haussflur, und etwas zaghaft klopft er an die Tür.

Erstaunt blicken Mutter und Tochter auf den Besucher; sie erinnern sich nicht, den Besitzer des Bro-

hofes schon einmal in ihrer schlichten Wohnung gesehen zu haben.

„Ach, Herr Brockhoff,“ spricht die Mutter, „was verschafft uns die Ehre Ihres Besuches?“

Etwas umständlich nimmt dieser auf dem ihm von Agnes hingestellten Stuhle Platz.

„Ja, Frau Schmidt, das ist eine eigenümliche Angelegenheit, die mich zu Ihnen führt. Über der Junge, der Junge . . .“ Verlegen fährt er sich mit der Hand über das Gesicht.

„Wie meinen Sie, Herr Brockhoff,“ fragt die alte Frau wieder verwundert.

„Dass das junge Volk heute keine Courage mehr hat. — Ist's nicht so, Agnes?“

„Ich weiß nicht, was Sie meinen, Herr Brockhoff,“ gibt diese unbefangen zur Antwort.

„Na, da werde ich mit der Tür ins Haus fallen müssen. — Also, ich habe dem Jungen, dem Franz, schon oft gesagt, er müsse sich nach einer Frau umsehen, damit wieder eine Bäuerin auf den Brochhof kommt, die nach dem Rechten sieht. Nun hat mir der Junge aber fest und bestimmt erklärt, er wolle keine andere zur Frau als die Agnes hier. Und darum bin ich gekommen, um zu fragen, ob die Agnes und Sie, Frau Schmidt, dazu ja sagen?“

Eine Weile blickt die Mutter fragend zu ihrer Tochter herüber, die mit hochrotem Gesicht auf dem Stuhle sitzt, die Augen zu Boden geschlagen. Dann

wendet sie sich an den Besucher: „Der Antrag ist uns eine große Ehre, Herr Brockhoff. Aber ich selbst kann über das Glück und die Zukunft meines Kindes nicht entscheiden. Das sind Herzensangelegenheiten. Wenn Agnes ja sagt, bin ich gern zufrieden.“

„Welche Antwort soll ich dem Franz geben, Agnes?“ fragt nun Brockhoff das Mädchen.

„Ich kann nicht ja sagen, Herr Brockhoff,“ gibt die verschämt zur Antwort. „Ich bin der Mutter einzige Stütze und Hilfe und kann sie deshalb nicht verlassen.“

„Wenn's nur das ist, dann wären wir wohl schon einig, denn der Brockhof ist groß genug, auch der Mutter Platz zu gewähren. — Also, Agnes?“

Fräugend schaut diese die Mutter an, die in seligem Sinnenschlaf sitzt. Auch ihr ist es ja kein Geheimnis geblieben, daß sich die beiden jungen Menschenkinder gern sehen, wenn sie auch anscheinend gleichgültig aneinander vorübergehen. Aber dennoch hat sie sich mit ihren Gedanken und Wünschen nicht so hoch verstiegen. Oft hat sie die Agnes schon warnen wollen, denn sie hat's nicht gut glauben können, daß der reiche Bauernsohn ernste Absichten auf ihre arme Tochter habe. — Und nun doch . . .

„Glaubst du mit dem Franz glücklich zu werden, so gib dem Vater Brockhoff das Jawort mit,“ rät sie endlich der Tochter.

Und Agnes nicht, glücklich, selig — sprechen kann sie nicht — und feucht schimmert es in ihren Augen. Es ist ja auch so plötzlich, so unerwartet gekommen, das Glück, das große, das sie kaum erhofft hat.

„Gut ist's so, Mutter Schmidt und Agnes,“ spricht der Alte freudig bewegt; „und gleich schicke ich den Franz her. Sonntag geht ihr dann zum Pastor und bringt die Verlobung ins reine.“

Brochhoff geht wieder heim, seinem Sohne die Nachricht zu bringen. — Die beiden Frauen bleiben noch lange beisammen sitzen und plaudern von der Vergangenheit und von der Zukunft. — Und dann kommt der Franz. Etwas besangen grüßt er seine Braut und deren Mutter, aber bald wird er freier und heiterer. Das Glück leuchtet ihm aus den Augen.

Der Sonntag geht zur Neige, ein Tag seliger Freude für die Brautleute. Am Vormittag sind sie zum Pfarrer gewesen, der das kirchliche Verlöbnis entgegengenommen hat, nun sitzen sie in der großen Stube des Brochhofes. Und manche andere sind noch da. Auch Dahlbergs haben sich eingefunden. Plaudernd sitzen sie am Tische, aber in Annas Augen schillert es oft tückisch, wenn ihr Blick auf das glückliche Brautpaar fällt.

2.

Mehrere Wochen sind verflossen. Der Verlobung des jungen Brochhofbauern, die vielfach mit großer

Bewunderung aufgenommen worden ist, wird kaum mehr gedacht. Andere Begebenheiten und die Sommerarbeiten haben die Gedanken längst davon abgelenkt. — Eine jedoch kann die Verbindung der jungen Leute nicht vergessen, Anna Dahlsberg. Wenn sich auch ihre Eltern schweigend in das Unabänderliche gefügt haben, sie kann die Enttäuschung, die ihr bereitet ist, nicht verzeihen. Wohl trägt sie äußerlich eine höchst gleichgültige Miene zur Schau, als ob es sie nichts angege, daß sich die beiden gefunden und verbunden, aber in ihrem Innern kocht und gärt es von Gross und Hass. Jede edlere Regung ist in ihr erstorben. Die Habsucht und das Streben, einst als Bäuerin des schönen Brodhofes zu gelten, haben sie völlig umgewandelt.

Abend ist's. In Dahlsbergs Hause begibt man sich zur Ruhe, denn die Leute sind müde von den Arbeiten im Felde. Es währt nicht lange, da herrscht auf dem weitläufigen Gehöft der Frieden der Nacht.

Eine nur wacht noch — die Anna. Lauschend sitzt sie auf ihrer Kammer, endlich ist jedes Geräusch im Hause verstummt, und nun erhebt sie sich leise, verhängt das einzige Fenster mit einem dichten, wollenen Tuche, damit kein Lichtschein nach außen dringt, und zündet dann die Lampe an. Aus ihrem Koffer nimmt sie Feder, Tinte und Briefpapier. — Dann beginnt sie zu schreiben.

Eilig läßt sie die Feder über das Papier gleiten, während ihre Augen wie im Fieber glühen und ein höhnisches Lächeln den Mund umspielt. Nach einigen Minuten ist sie mit dem Schreiben fertig, und noch einmal liest sie den Brief, den ihr Hass und Rachsucht dictiert haben:

Werter Herr Brockhoff!

Soeben erfahre ich, daß Sie sich mit der Agnes Schmidt verlobt haben. Also hat die hochnäfige Trine doch ihr Ziel erreicht. Irren Sie sich nur nicht in des Schulmeisters Tochter. Oft genug hat sie gesagt, sie würde nicht eher rasten, bis sie den Franz Brockhoff am Bändel habe und Bäuerin des schönen Hofs sei. Da hat sie doch gut spekuliert und deshalb wohl auch so manchen Bewerber um ihre Hand hingehalten. — Sehen Sie sich vor, auch harmlos scheinende Naturen können ihren Stachel zeigen. — Gern möchte ich Ihnen meine Glückwünsche zur Verlobung aussprechen, aber ich bezweifle, ob die in diesem Falle angebracht sind.

Ein alter Bekannter.

Befriedigt adressiert sie das Schreiben, diese Teufelswaffe, die dazu bestimmt ist, zwei hoffnungsfrohen Menschenkindern das Glück und den Frieden zu rauben.

„Der wird's tun," murmelt sie leise, „und genügt der nicht, kann ihm ein zweiter folgen. — Die Schrift ist verstellt. Niemand kann in mir den Schreiber suchen. — Wer weiß, vielleicht lacht mir doch noch das Glück, das mir die simple Lehrerstochter in die Ferne gerückt hat.“

Dann legt sie sich zur Ruhe, doch währt es noch eine ganze Weile, bis sich ihre Augen im Schlummer schließen. —

Das sonntägliche Hochamt ist beendet. Einzeln und in Gruppen gehen die Leute die Dorfstraßen hinunter, um sich zu ihren Wohnungen zu begeben. Unter der breitblätterigen Linde des Dorfkrages haben sich einige Männer niedergelassen, um sich mit einem Glase Bier zu erfrischen. Nun tritt auch Franz Brochhoff zu ihnen, von den Anwesenden freundlichst begrüßt. Bald ist ein ungezwungenes Geplauder im vollen Gange.

Da tritt der Briefträger aus dem Wirtshause und schreitet auf Franz Brochhoff zu.

„Da kann ich mir den Weg zum Hofe ja sparen,“ meint er und überreicht ihm einen Brief, den Franz gar verwundert hinnimmt, ein Weilchen beschaut und dann in die Tasche schiebt.

Zerstreut beteiligt sich Franz nun wieder an dem Gespräch der Männer, seine Gedanken beschäftigen sich mit dem Briefe, dessen Poststempel auf die zwei Stunden entfernt liegende Stadt hindeutet. Er finnt

und sinnt, um den Absender zu erraten, und ist froh, als sich die Männer zum Heimgehen erheben. Nun verläßt auch er den schattigen Platz, um auf einem Umwege dem Brodthofe zuzustreben. Unter einer am Wege stehenden Eichengruppe hemmt er seine Schritte. Scheu blickt er noch einmal umher . . . niemand ist in der Nähe, und nun zieht er den Brief aus der Tasche, der wie eine Zentnerlast seine Brust gedrückt hat.

Hastig reißt er den Umschlag auf, und neugierig fliegen die Augen über die ihm unbekannten Schriftzüge. Und wieder liest er die Worte und wieder, er kann den Inhalt nicht erfassen, und sein Gesicht verfinstert sich, und ein Seufzer entringt sich endlich seinem Munde.

„Sollte ich mich doch getäuscht haben? — Sollte die Agnes doch nicht das sein, was sie zu sein scheint? — Dann ist's aber . . . Aber Lüge und Verleumdung ist's . . . Warum nennt sonst der Schreiber seinen Namen nicht? Ich kenne keinen Bekannten in der Stadt . . . Fort mit dem Wisch!“

Grimmig zerreißen die Hände das Schreiben, und der Wind trägt die kleinen Fetzen im tollen Wirbel davon.

Dann geht der Franz weiter, dem Hofe zu, den er auch bald erreicht. Mit keiner Silbe erwähnt er dem Vater gegenüber, vor dem er sonst nie Geheimnisse hat, den Brief.

Zwar hat er den Brief zerrissen und die kleinen Papierstückchen davonfliegen sehen, aber den Inhalt hat er nicht aus seinen Gedanken verscheuchen können. Immer wieder wird er daran erinnert, mag er nun wollen oder nicht. Der Friede hat das Herz verlassen, Unruhe und Misstrauen haben es in Besitz genommen.

Am Nachmittage geht der Franz zu dem kleinen Häuschen hinauf, um seine Braut zu einem kleinen Spaziergange ins Freie abzuholen. Bald schreiten die beiden Menschenkinder durch die grünenden Fluren. Sie lachen und plaudern und erfreuen sich an dem Segen Gottes, der sich in dem üppigen Wachstum zeigt. Agnes aber bleibt es nicht verborgen, daß ihr Bräutigam gedrückter, seine Heiterkeit nur erkünstelt ist. Schon mehrmals hat sie nach dem Grunde der Verstimmung gefragt, doch Franz hat die Worte nicht herausbringen können. Nun aber kann er sein Herz nicht mehr beschwichtigen. Plötzlich bleibt er stehen, und mit großen und forschenden Augen blickt er seine Braut an, sucht er in ihren Mienen zu lesen.

„Agnes,“ beginnt er mit unsicherer Stimme, „hast du früher schon Bekanntschaften mit jungen Männern unterhalten?“

Wie betäubt vernimmt Agnes diese Worte aus dem Munde ihres Bräutigams. Frei hält sie den forschenden Blick des Fragenden aus, und mit fester Stimme antwortet sie: „Nein!“

„Niemals, Agnes?“

„Nein, Franz! — Aber was ist dir nur? — Freilich suchte sich vor einem Jahre der Joseph Schulte in bester Absicht mir zu nähern, doch habe ich ihm in Gegenwart meiner Mutter bedeutet, daß er sich keine Hoffnungen machen solle, ich wollte und könnte die Mutter nicht verlassen. Das ist alles, und das wirst du mir nicht als Unrecht anrechnen können.“

„Nein, gewiß nicht. — Und ist er dir ferngeblieben?“

„Ja, und wer's anders sagt, der lügt.“ Feucht schimmert es in ihren Augen.

„Sei mir nicht böse wegen dieser Frage, Agnes,“ spricht der Franz nun in freundlichstem Tone, „man hat es versucht, dich anzuschwärzen.“

„Bei wem?“ fragt die Agnes verwundert.

„Bei deinem Verlobten. — Nun, ich will dir alles erklären. Heute morgen bekam ich einen Brief, worin dieses behauptet wurde.“

„Wer hat den Brief geschrieben, und wo hast du ihn, Franz?“

„Ich habe ihn gleich zerrissen. Wer ihn geschrieben hat, ist mir unbekannt. Die Unterschrift lautete nur: Ein alter Bekannter.“

„Also ein anonymer Brief, ein Schreiben von Zug und Trug. Wer ihn geschrieben hat, mag es mit seinem Gewissen vor Gott verantworten. Ich fühle mich unschuldig.“

Länger kann Agnes die Tränen nicht zurückhalten. Unaufhaltsam perlen sie hervor, und ein unterdrücktes Schluchzen erschüttert ihren Körper.

Eine ganze Weile steht der Franz ratlos dem jungen Mädchen gegenüber; er schilt sich selbst, daß er nicht geschwiegen und ihr den Schmerz erspart hat. Aber es war auch alles so überzeugend geschrieben.

„Laß uns heimgehen,“ sagt Agnes nach einer Weile, als der Schmerz sich gelegt hat.

„Wohl,“ spricht Franz, „aber verzeihe mir, daß ich an deiner Redlichkeit gezweifelt habe.“

Mit einem Lächeln ergreift Agnes die dargebotene Hand. „Ich verzeihe dir. Du mußtest ja Zweifel hegen ob der abscheulichen Schrift. Sicher hat man uns unser Glück mißgönnt. Aber wehe der Hand, die Zwietracht sät. Weh' dem, der lügt. — Dem seligen Vater hat man auch vor mehreren Jahren einmal so einen Schandbrief geschickt, der von Lügen und Schmähungen strokte, und der Vater hat sich darüber gegrämt, daß er krank wurde. — Man forschte nach, aber den Schreiber hat man nicht ermittelt. — Gott aber wird ihn kennen und ihn dereinst zur strengen Rechenschaft ziehen.“

„Agnes, wir wollen diesen unliebsamen Zwischenfall zu vergessen suchen. Ich habe noch mit niemand über diesen Brief gesprochen, schweige auch du darüber. — Also du vergibst mir?“

„Ich habe dir nichts mehr zu vergeben, Franz. — Doch nun komm, die Mutter möchte warten.“

Dann gehen die jungen Leute wieder heim. Wohl versuchen sie, wieder zu plaudern und auch zu scherzen, aber der richtige fröhliche Ton will doch nicht wieder auftreten, die Herzen zittern noch von dem Weh, das ihnen von ruchloser Hand bereitet ist.

Endlich ist die Wohnung der Lehrerswitwe wieder erreicht. Auch Franz geht wieder mit hinein, obwohl er fürchtet, den Blick zur alten Mutter Schmidt zu erheben. Die jungen Leute zwingen sich mit Gewalt zur Heiterkeit und erreichen ihren Zweck; die alte Mutter nimmt arglos an der Heiterkeit ihrer Kinder teil; sie ahnt nicht, daß ein kalter Reif auf die jungen Menschenblumen gefallen ist.

Heiteren Mutes geht der Franz dann wieder den gewohnten Arbeiten nach. Er weiß ja, daß der Brief eine große Verleumdung war und seine Braut in moralischer Beziehung unantastbar dasteht. Und doch muß er sich oft selber bekennen, daß es besser gewesen wäre, wenn er den Brief nicht bekommen und den Inhalt nicht erfahren hätte. Denn es gibt Augenblicke, wo er immer wieder an das niederträchtige Schreibwerk erinnert wird. — Das arme Menschenherz ist ja so unberechenbar in seinem Wollen und Vollbringen, und leider findet das Böse in ihm allzeit eher eine Freistatt als das Gute. —

So vergehen Tage und Wochen.

Das Korn auf den Feldern ist reif zur Ernte.
Die Sicheln rauschen durch die Halme, die Garben
werden zusammengebunden, und hochbeladene Wagen
fahren den Segen Gottes in die sicherer Scheunen.
Alles ist draußen in emsiger Tätigkeit; die Landleute
haben alle Hände voll zu tun und keine Zeit zum
Sinnen und zum Grübeln.

Und für den Franz ist's auch gut so. Denn seine
Gedanken werden von dem Briefe abgelenkt; die Ar-
beit nimmt alle seine Kräfte in Anspruch, und am
Abend ist er froh, wenn er sein Lager auffinden kann,
um sich im Schlafe zu erquicken.

Auch Agnes Schmidt findet den Tag über keine
müßige Stunde. Zu ihren gewohnten Arbeiten ist
nun auch noch die Sorge für die Zukunft getreten.
Geld und Gut kann sie freilich nicht mitbringen auf
den Brochhof, aber ein gutes Teil Leinen, das sie
selbst und die Mutter gesponnen, nennt sie ihr eigen,
und nun sitzt sie stundenlang und näht und näht und
denkt an die Zukunft und an ihr Glück. — Im Herbst,
wenn alles eingearntet ist, soll ja die Hochzeit sein,
so hat's der Franz bestimmt; dann muß sie die Wäsche
in Ordnung haben.

So hat sie auch heute stundenlang am geöffneten
Fenster über dem Leinengespinst gesessen. Und sie näht
noch, trotzdem die Sonne bereits untergegangen ist
und sich die Dämmerung des Augustabends bemerkbar

Buse, Westfälisches Dorfleben.

10

macht, wobei sie die Melodie eines alten Volksliedes vor sich hinsummt:

„ . . . Er tat zum Angedenken
Als Liebespfand mir schenken
Den schönsten Myrtenstock . . . “

Da bemerkt sie nicht, daß Franz Brockhoff auf ihr Häuschen zukommt; erst als er unter dem Fenster herschreitet, vernimmt sie die kräftigen Schritte. Dann hört sie, wie er auf dem Hausflur der Mutter einen „Guten Abend!“ bietet — und nun tritt er zu ihr ins Zimmer.

„Ei, Franz, das nenne ich überraschen,“ spricht die Agnes unter Lachen und Erröten.

„Glaub's wohl, daß du überrascht bist; auch ich bin's!“

Wie ernst und kalt der Franz das sagt, während er hochaufgerichtet mitten in der Stube steht. Die Mutter, die gerade hereintritt, bleibt bei diesen Worten, die sie nichts Gutes ahnen lassen, bestürzt an der Türe stehen, und Agnes schaut mit weitgeöffneten Augen fragend zu ihrem Bräutigam auf, der so ernst und kalt tut.

Der greift in die Tasche, holt einen Brief hervor und reicht ihn dem jungen Mädchen.

„Schau, Agnes, kennst du diesen Brief?“ fragt er mit schneidender Stimme.

„Diesen Brief? Nein!“ antwortet sie verwundert. Dann beginnt sie zu lesen:

„Lieber Joseph!

Du weißt, daß ich mit Franz Brodhoff verlobt bin, also unterlaß es künftig, mir Briefe zu schreiben. Es tut mir ja leid, dir nicht folgen zu können, allein du hättest Not und Entbehrung doch nicht von uns fernzuhalten vermocht. Der Brodhof bietet mir dagegen ganz andere Vorteile, die mich diese Absage, die ich dir geben muß, wohl verschmerzen lassen.

Agnes Schmidt.“

„Heiliger Gott,“ schreit Agnes entsezt, und ihr Gesicht wird bleich wie das Leinen in ihrer Hand, „diesen Brief soll ich geschrieben haben?“

„Hast du's denn nicht getan? — Muß ich denn nicht glauben, daß du ihn in ein falsches Kuvert gesteckt hast und er nur so in meine Hand gelangt ist? — War er nicht für den Joseph Schulte bestimmt?“ — Rauh klingt die Stimme des Fragenden durch den kleinen Raum.

„Franz, Gott weiß es, ich bin unschuldig. Ich kenne diesen Brief nicht und habe ihn nicht geschrieben.“

Schluchzend preßt sie ihre Hände vors Gesicht, und auch der Mutter treten die Tränen in die Augen ob der Intrigue, die man gegen ihr Kind und dessen Bräutigam gesponnen.

„Soll ich's glauben, was du sagst?“ fragt Franz gedehnt. „Gern möchte ich's, denn es ist mir schwer und hart, an deiner Wahrheitsliebe zu zweifeln. — Über Klarheit muß in diese sinnverwirrende Angelegenheit kommen, eher kann es keine Hochzeit geben.“

Ohne ein weiteres Wort, ohne Gruß geht er fort, der zürnende Bauernsohn, der Argwohn hat ihn ganz und gar umstrickt, und sein Charakter ist zu schwach, den Unschuldsbeteuerungen seiner Braut zu glauben.

Wie geistesabwesend sitzt die Agnes da; mit tränenvollen Augen stiert sie vor sich hin. All die Beruhigungsworte der Mutter finden kein Gehör. Mit einem tiefen Seufzer erhebt sie sich endlich und räumt die Leinwand beiseite.

„Morgen ist Samstag, Marientag,“ spricht sie dann mit schmerzbebender Stimme, „da gehe ich wallfahrt nach Verne, um der Mutter Gottes mein Leid zu klagen. Von Menschen kann ich keine Hilfe erhoffen.“

„Ja, gehe in Gottes Namen, Kind,“ ermuntert sie die Mutter, „meine Gebete werden dich begleiten.“

Noch früh ist's. Die ersten Sonnenstrahlen lugen eben erst über die Höhen des Teutoburger Waldes, als Agnes aus dem Hause tritt, um ihre Wallfahrt nach dem vier Stunden entfernten marianischen Gadenorte Verne zu beginnen. Rüstig schreitet sie voran über staubige Landstraßen und zersfahrene und rauhe Feldwege. Der Schweiß träuft ihr von der Stirne,

die Pulse hämmern, und die Füße drohen oft den Dienst zu versagen. — Endlich erscheint der Turm der Wallfahrtskirche. Sein Anblick gibt der Pilgerin neue Kraft; eiliger strebt sie voran und rastet nicht eher, als bis sie in der Kirche angelangt ist. Dort schüttet sie ihr Herz reuevoll im Fußsakramente aus, und mit größter Andacht empfängt sie das Brot des Lebens. Dann kniet sie lange, lange in flehentlichem und inbrünstigem Gebete, die Augen von Tränen gespeucht, vor dem Gnadenaltare. Und das altersgraue Bild, die Mutter-Gottes mit dem Kinde, blickt so friedlich, so trost- und hilfeverheißend auf die Kniende nieder, so daß es ihr schon viel leichter ums Herz wird, und als sie sich endlich erhebt, um die Kirche zu verlassen und den ermatteten Körper etwas zu kräftigen, da weiß sie, daß sie an der „Trösterin der Betrübten“ eine gute Sachwalterin hat.

Körperlich und geistig gekräftigt tritt sie dann die Heimreise an. Leicht schreitet das junge Mädchen nun dahin, obwohl die hoch am Himmel stehende Sonne brennt und glüht, und schwüler Dunst über den Feldern liegt. — Wohl eine Stunde ist Agnes so dahingeschritten auf einsamem Feldwege, als sich plötzlich ein dumpfrollender Donner hören läßt. Wie sie erschreckt aufblickt, sieht sie im Westen schwarze Gewitterwolken drohend aufsteigen. Und während sich diese immer weiter ausbreiten, folgt Blitz auf Blitz und Donner auf Donner. Ratlos, hilfesuchend blickt

sich die Agnes um, doch kein Haus ist in der Nähe, das ihr während des Gewitters Schutz bieten könnte. Nun fallen auch schon die ersten Tropfen, da entdeckt sie dicht am Wege eine Gruppe Buchen. Eilig huscht sie dahin, um unter deren Zweigen etwas Schutz zu suchen. Da bricht aber auch schon das Unwetter los. Der Wind rüttelt und schüttelt an den starken Bäumen, in Strömen rauscht der Regen auf die dürre Erde nieder. Nur in den ersten Augenblicken gewähren die Bäume dem Mädchen Schutz, schon bald halten die Laubkronen das Wasser nicht mehr ab. — Nach nur wenigen Augenblicken ist die Agnes völlig durchnäht.

Endlich verstummt der Donner, der Regen läßt nach, und die Sonne tritt wieder hervor und spiegelt sich in den Tropfen, die wie Diamanten an Büschchen und Gräsern hängen. — Agnes verläßt ihren Zufluchtsort, aber das Gehen wird ihr beschwerlich, denn der Boden ist schlüpfrig geworden, und die nassen Kleider hindern die Bewegung. Und so kühl ist's ihr . . . fröstelnd sucht sie die Schritte zu beschleunigen, um wieder in Wärme zu kommen. Abgemattet langt sie gegen Abend wieder bei der Mutter an, von Frost- und Fieberschauern abwechselnd befallen.

Am andern Morgen wird der Arzt ins Häuschen der Witwe Schmidt geholt und an das Bett der kranken Agnes geführt. — Er konstatiert eine Lungenentzündung.

3.

Bierzehn Tage sind nach Agnes' Erkrankung verflossen. Ihr kräftiger Körper hat die Krisis glücklich überstanden, aber äußerst schwach und entkräftet liegt sie auf ihrem Lager, und es wird noch lange währen, bis sie ihren Berrichtungen wieder nachgehen kann. Wenn ihr genügend kräftigende Mittel zu Gebote ständen, würde ihre Genesung wohl rascher Fortschritte machen, aber es fehlt an dem nötigen Gelde, und hätte Agnes' Bruder nicht hilfsbereit die Hand geöffnet, so wäre wohl längst die Not in das kleine Haus eingezogen.

Franz Brockhoff ist stiller, ernster geworden, eine tiefe Falte hat sich in seine Stirn eingegraben. Bestürzt hat er, erschrocken sein Vater die Kunde von Agnes schwerer Erkrankung aufgenommen. Sie sind auch beide einige Male hinaufgestiegen, die Kranke zu besuchen, haben einige tröstende Worte gesprochen und sind dann wieder gegangen. Zwar sind sie wohl beide selbst überzeugt, daß Agnes nichts von den Briefen weiß, aber so lange der Schreiber nicht entdeckt ist, will der Franz sie nicht als Bäuerin heimführen und der alte Brockhoff sie nicht als Schwieger-tochter auf dem Hofe wissen. — „Franz,“ hat der Alte eines Abends zu seinem Sohne gesagt, „ich habe nichts gegen die Agnes, im Gegenteil, sie ist mir sehr willkommen, aber diese Geschichte mit den Briefen gefällt mir nicht. Ich glaube ja gern, daß alles Verleumdung

ist, was in den Briefen stand, aber solange die Sachlage nicht geklärt ist, bleibt immer etwas hängen. Und das junge Mädchen, das auf dem Brochhofe Bäuerin werden will, darf wohl arm sein, aber sonst muß es in jeder Beziehung ganz tadellos dastehen. So ist's von jeher gewesen, und so bleibt's. Damit basta! Also von Hochzeit kann erst dann die Rede sein, wenn Agnes' Unschuld offenbar wird." — Und Franz hat zu diesen Worten Beifall genickt. —

Die Therese, die als Magd auf dem Brochhofe dient, kommt mit dem Milchkarren von der Weide. Kurz vor dem Dorfe trifft sie mit Anna Dahlberg zusammen, die aufs Feld hinaus gewesen ist.

"Nun, wie geht's auf dem Brochhofe?" fragt Anna mit einem lauernden Blick.

"Wie soll's da gehen", antwortet die Gefragte arglos, "es ist nicht mehr das frohe Leben wie sonst. Vater und Sohn gehen schweigend umher. Die unglückseligen Briefe haben beide ernst und verschlossen gemacht. Dazu nun die Krankheit der Agnes Schmidt."

"Ja, ich habe davon gehört, Therese."

"Wer solche Lügen und Verleumdungen in die Welt setzt, kann es vor Gott nicht verantworten," plaudert die Therese weiter, ohne zu gewahren, daß ihre Begleiterin bei diesen Worten den Kopf verlegen zur Seite wendet.

"Sollen die Briefe denn wirklich Unwahrheiten enthalten?" fragt Anna Dahlberg nach einer Weile wieder.

„Ja, Anna! Die Agnes hat's gesagt, und wir alle glauben es!“ Fest und bestimmt klingt die Antwort des Mädchens.

„Auch euer Herr glaubt es?“

„Der Vater sowohl wie der Sohn. — Leider haben sie nicht den Mut, für die Unschuld der Verleumdeten einzutreten, ihr Bauernstolz verlangt erst Beweise, darum wird die Hochzeit auch wohl noch hinausgeschoben werden.“

„Wer mag denn die Briefe nur geschrieben haben?“ Wie sinnend blickt Anna in die Ferne, doch um ihre Mundwinkel spielt ein höhnisches Lachen.

„Es kann nur ein Akt des Hasses und der Rache sein,“ meint die Therese, indem sie ihre Schultern zuckt.

In Annas Herzen beginnt es wieder zu kochen, denn sie ist ihren Wünschen keinen Schritt näher gekommen, trotz beider Briefe. Also beide glauben an die Unschuld der Lehrerstochter? Das hat sie nicht erwartet. Fürchtend, der Verdacht könne doch am Ende auf sie fallen, ist sie entschlossen, den Schein auf andere zu lenken, unbekümmert um die Folgen, die aus dieser neuen Verleumdung entstehen müssen.

„Sollte nicht der Joseph Schulte der Schreiber sein?“ fragt sie nach einer Weile wieder. „Soviel ich weiß, hat er der Agnes einmal einen Antrag gemacht, ist aber von ihr zurückgewiesen worden. Es wäre nicht unmöglich, wenn er sich auf diese Weise zu rächen suchte.“

Erstaunt blickt Therese auf. „Joseph Schulte? — Nein, das glaube ich nicht.“

„Ich glaube es ja auch kaum,“ heuchelt Anna wieder, „aber es muß doch einer getan haben. Einer, der mit den beiden nicht in Berührung gekommen ist, hat es doch sicher nicht getan. Und da es sich um Rache handeln soll, wäre das doch nicht unmöglich.“

„Allerdings. — Aber der stille Joseph Schulte? — Nein! — Freilich, unmöglich ist ja nichts.“

„Nun muß ich aber machen, daß ich heimkomme. — Aber reinen Mund gehalten, Therese.“

„Ich plaudere nicht.“

Jedes der beiden Mädchen geht seines Weges. Therese sinnt über die Worte Anna Dahlsbergs nach, und diese blickt sich oft nach der eilig dahinschreitenden Dienstmagd um. Und wieder spielt das häßliche, Hohn und Haß ausdrückende Lächeln um ihren Mund. Weiß sie doch, daß ihre Worte bei dem Mädchen Glauben finden.

Die neue Lügensaat ist ausgestreut, und wie Unkraut wuchert sie allenthalben empor. —

Abend ist es geworden nach einem heißen Tage. Die Leute sind von den Feldern heimgekehrt, und feierliche Stille lagert über den Fluren, wo am Tage Sichelklang und muntere Reden gehört wurden.

Ernst und in tiefem Sinnenschreiten ein junger Mann durch den taufrischen Abend seiner Wohnung zu. Es ist Joseph Schulte, der heute, wie so oft, bei

dem Dahlberg im Tagelohn gearbeitet hat. Ein Seufzer entringt sich manchmal seiner Brust, und die Hände fahren oft nach dem heißen Kopfe, in dessen Schläfen das Blut hämmert und pocht. Von dem kleinen Häuschen, wo die Mutter schaltet und waltet, blicken ihm die erleuchteten Fenster wie zum Gruße entgegen. Sonst hat er diesen Lichtschein wie ein traurliches Willkommen betrachtet, und frohen Herzens hat er dann die Schritte beschleunigt. Heute aber achtet er nicht darauf, und die Füße werden ihm schwer, so daß sie oft über den grasbewachsenen Weg schleifen.

Wohl noch einmal soviel Zeit wie an andern Tagen hat er heute zu dem Heimwege gebraucht, aber nun steht er vor der Türe, und mit schwerem Herzen tritt er ein.

Die Mutter hat bereits das Abendessen aufgetragen. Sie weiß ja, daß der Joseph stets pünktlich kommt.

„Guten Abend, Mutter!“ grüßt der junge Mann beim Eintreten.

„Guten Abend, Joseph! — Nun, wirfst wohl herzlich müde sein, denn der Tag war heiß.“

„Mutter, müde schon — und auch nicht müde.“ Schwer läßt er sich auf die alte Bank hinter dem Tische fallen, dann greift er in die Tasche und holt einige Geldscheine heraus. „Da, Mutter, ist mein Tagelohn.“

Die alte Frau betrachtet verwundert das Geld, dann blickt sie ihren Sohn an, der gedankenvoll vor sich hinstarrt.

„Aber wie kommt es denn, daß du schon heute deinen Lohn bekommen hast? — Es ist doch erst Freitag. — Und der alte Dahlberg löhnt doch erst Samstags aus.“

„Wie es kommt, Mutter, weiß ich selber nicht. Wie alle Tage habe ich heute meine Pflicht getan, darum war es mir befremdend, daß der Bauer mir heute abend den verdienten Lohn gab mit der Bemerkung, daß er meine Dienste nicht mehr nötig habe.“

Die Mutter schlägt die Hände vor Staunen zusammen. „Warum nur das? — Es ist doch noch nicht alle Arbeit geschehen. Hattest doch sonst bis spät in den Herbst auf dem Hofe Arbeit.“

„Wahr ist's, Mutter, und darum ist's mir auch unbegreiflich, daß ich dort keinen Verdienst mehr finden soll. Wüßte nicht, was der Bauer gegen mich haben könnte; aber daß etwas nicht in Ordnung ist, sah ich seinen Mienen an, und die anderen taten auch so eigen . . .“

„Nun, da hätte ich einmal nach der Ursache gefragt.“

„Hab' ich auch, Mutter, aber der Bauer wollte nicht mit der Sprache heraus. „Geh' und verstell dich nicht“, sagte er und wandte mir den Rücken. — Ich weiß nicht, was dies bedeuten soll, aber Gott weiß es, daß ich mir keiner Schuld bewußt bin.“

„Ich glaube es dir,” antwortet die Mutter, die Augen fest auf den Sohn gerichtet. „Nun iß!”

„Heute mag ich nicht, Mutter,” entgegnet der Joseph, indem er sich von der Bank erhebt, „ich könnte doch keinen Bissen herunterbringen, denn es liegt mir schwer auf der Brust. — Aber zu Bett will ich nun gehen, hoffentlich finde ich da Beruhigung.”

„Tue das, Joseph, und laß Gott sorgen. — Gute Nacht.”

Joseph geht auf sein Zimmer, während die Mutter gedankenvoll in der Stube zurückbleibt. Aber lange liegt der junge Mann wach auf seinem Lager; er finnt und finnt, um die Ursache zu ergründen, die ihn bei Dahlbergs um Arbeit und Verdienst gebracht hat, aber vergebens. — Abgespannt und müde schließt der Schlaf endlich seine Augen.

Leider bringen auch die folgenden Tage dem Joseph Schulte manche Enttäuschung. Auf der Suche nach anderer Arbeit muß er bei manchem Bauer, bei dem er sonst gerne gesehen war, eine Absage erfahren. Mit unfreundlichen Augen sieht man ihn vorwurfsvoll an, wo man ihm begegnet. So sehr er sich auch Mühe gibt, den Grund dieser Abneigung zu finden, es gelingt ihm nicht. Gefränt in seiner Ehre, muß er sein Schicksal ertragen, aber sein Herz blutet bei dem Gedanken, daß ihm der Verdienst genommen ist und die Not in sein Häuschen einziehen könnte. Wenn er allein stände, dann würde er den Staub von den Füßen

schütteln und davonziehen, aber die alte Mutter kann und darf er doch nicht verlassen. So muß er bleiben, um auch der Mutter Gram mitanzusehen, denn auch ihr Herz ist von Schmerz und Sorgen erfüllt, seit er den letzten Verdienst von Dahlbergs heimgebracht hat und sie die offensbare Abneigung der Leute selbst erfahren muß. —

Im Häuschen der Witwe Schmidt macht die Genesung der Kranken gute Fortschritte. Agnes kann schon stundenlang das Bett wieder verlassen. Dann sitzt sie in dem alten Lehnstuhle, von Kissen gestützt, und schaut durch das geöffnete Fenster auf das Dorf, dessen rote Dächer sich aus dem herbstlich gefärbten Laub der Bäume freundlich und traulich abheben, und lange bleibt ihr Blick dann auf dem Brockhöfe haften.

... Von dem Gerüchte, daß der Joseph Schulte aus Rachsucht die Briefe an ihren Bräutigam geschrieben haben soll, hat sie und die Mutter nichts vernommen. Und es ist auch gut so, denn sie würde auch dieses Gespräch gleich als Verleumdung bezeichnen und sich nur aufregen und so ihre Genesung verzögern.

So sitzt sie auch an einem Sonntagnachmittag in dem Zimmer und lauscht den Worten der Mutter, die ihr die Worte der Sonntagsvesper vorliest:

„In ewigem Gedächtnisse wird der Gerechte sein, sich nicht fürchten vor böser Nachrede. Sein Herz ist gefaßt und hofft auf den Herrn.

Sein Herz steht fest; er wanzt nicht, bis er wegschauen kann über seine Feinde.“

Da wird an die Tür geklopft, und auf das „Herein!“ erscheint Franz Brochhoff im Zimmer. Ein Lächeln fliegt über das Gesicht der Genesenden, als sie dem jungen Manne die Hand zum Gruße reicht, und die Mutter legt ihre Brille ins Gebetbuch, um die Seite nicht zu verschlagen, und blickt halb freudig und halb fragend zu dem Besucher auf.

„Habt mein Kommen wohl ganz überhört?“ lacht dieser. „Wie ist's denn mit der Besserung?“

„Ganz gut, Franz,“ antwortet die Mutter, „freilich geht es langsam, die Kräfte wollen erst wieder gewonnen werden.“

Und Franz nicht dazu. Dann zieht er aus der Tasche seines Rockes eine langhalsige Weinflasche und überreicht sie der staunenden Mutter.

„Hier ist etwas zur Stärkung,“ sagt er, und seine Stimme zittert leise. „Ihr, Mutter, gießt der Kranken ab und zu ein Glas davon ein, damit sie sich schneller erholt. Ist die Flasche leer, dann bring' ich eine neue, und Eier werd' ich ihr auch besorgen.“

Der Agnes wird's so eigen und so selig froh ums Herz, wie sie die Sorgfalt ihres Bräutigams erkennen muß. Ist doch wohl ein Zeichen, daß er ihrer Unschuld versichert ist. . . . Feucht steigt es in ihren Augen auf, und dankbar und glücklich blickt sie zu dem Franz auf.

„Aber etwas Neues muß ich euch noch erzählen,“ spricht der junge Mann nach einer Weile.

„Und das wäre?“ Neugierig blicken ihn Agnes und deren Mutter an.

„Mission wird hier in unserm Dorfe gehalten. — Ich habe es heute morgen vom Herrn Pfarrer erfahren.“

„Mission?“ fragt sie mit leuchtenden Augen; dann setzt sie im Tone des Bedauerns hinzu: „Wenn ich die doch auch mitmachen könnte.“

„Das ist ein Glück und ein Segen für unser Dorf; hoffentlich gereicht sie ihm zum Heile,“ meint Mutter Schmidt bewegt. „Da wird manches Ärgernis wieder gutgemacht.“

Bedeutungsvoll blickt Agnes die Mutter an: „Das gebe Gott.“

„Wer hält sie denn ab?“ fragt die Mutter dann wieder.

„Drei Franziskanerpäpste,“ antwortet Franz; „heute in zwei Wochen beginnt sie. Am Vorabende ist eine Einleitungspredigt, tagsüber sind drei Vorträge. — Will's Gott, werde ich keine versäumen.“

„Und ich muß zu Hause bleiben,“ klagt Agnes, „und doch möchte ich so gern an diesen Gnadenstagen Anteil haben. Du aber, Mutter, mußt mir die Predigten erzählen, die du hörst, damit auch ich etwas von diesen Vorträgen vernehme, wenn auch auf Umwegen.“

„Das werde ich tun, Agnes. — Zwanzig Jahre sind bereits verflossen, seit hier die letzte Mission ge-

halten wurde, auch von Franziskanerpates — nun, ihr beiden werdet es ja noch wissen; wenn ihr auch noch in die Schule ginget und die Bedeutung einer Mission noch nicht erkennen konntet. Wie Feuerflammen drangen die Reden der frommen Ordensleute zu Herzen, mahnend, drohend, glückverheißend. Besonders der gute alte Pater Kasparus — er ist nun schon mehrere Jahre tot, Gott hab' ihn selig — verstand es, Reue und Zerknirschung bei den Zuhörern zu wecken. — Gestohlenes Gut wurde zurückgestellt, alte Feindschaften aufgehoben, Verleumdungen widerrufen. — Es waren selige Tage.“

„Hoffen wir, daß es auch heuer Tage des Segens werden,“ spricht Franz.

„Auch für uns,“ sieht Agnes hinzu, in deren Augen es feucht schimmert. Glaubt sie doch, durch die Mission Genugtuung zu erhalten für die Frevel, die an ihrer Ehre verübt worden sind.

4.

Die gnadenvolle Missionszeit, die Zeit des Heiles, ist für das Dorf angebrochen. Bei jeder Predigt ist die alte Pfarrkirche bis auf den letzten Platz gefüllt; in atemloser Spannung lauscht die Menge den packenden Worten der Missionare. Gar manches Unrecht ist schon wieder gutgemacht, und mancher Zwist hat in herzlicher Versöhnung sein Ende gefunden. Ein Herz schlägt jedoch in dem Dorfe, das der Gnade bisher

den Eingang versagt, trotzdem diese oft laut und mahnend pocht: das Herz Anna Dahlbergs. Wohl geht die Anna zu den Predigten — es würde ja Aufsehen machen, wenn sie fernbliebe —, wohl heuchelt sie eine demütige und reuevolle Miene, aber in ihrem Innern kochen und gären die Leidenschaften. Und das Gewissen ist in ihrer Brust erwacht und klagt sie der Verleumdung und Ehrabschneidung an — eine Folter für die Seele.

„Ich habe gesündigt“, denkt sie dann, „und muß beichten, auch die Verleumdungen. Gern würde ich es tun, um Ruhe zu finden, wenn ich nicht widerrufen und den Schaden wieder gutmachen müßte. — Aber was würde man von mir denken, wenn es bekannt würde, daß ich dem Franz Brodhoff die Briefe geschrieben und den Joseph Schulte fälschlich bezichtigt habe? — Die Schande erträg' ich nicht.“

So sucht sie den Mahner in ihrem Herzen zum Schweigen zu bringen. —

Mittwoch abend ist's. Wieder haben sich die Dorfbewohner in ihrem Gotteshause versammelt, und auch Anna Dahlberg ist unter ihnen.

Das Rosenkranzgebet ist beendet, und nun betritt der Missionar die Kanzel, zum Vorspruch seiner Predigt die Worte wählend:

„Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten!“

Ein Schauer durchrieselt Anna Dahlbergs Glieder; es ist ihr, als ob sich eine kalte Hand auf ihr Herz legte. Und wie sie nach der Kanzel blickt, glaubt sie die Augen des Predigers vorwurfsvoll auf sich gerichtet zu sehen, und sie senkt schnell die Lider, um diesen ernsten Blicken nicht zu begegnen. Aber was nützt es ihr, daß sie den Augen verbietet, aufzusehen, um der stummen Mahnung zu entgehen, die Ohren kann sie nicht verschließen vor den ernsten Worten, die wie Posaunen des Gerichtes in ihre Seele dringen.

Mit größter Strenge geißelt der Pater die Sünden gegen das achte Gebot, aber liebevoll weist er auch hin auf den guten Hirten Jesus Christus, der jeden, auch den größten reumüttigen Sünder in Gnaden wieder aufnimmt.

Die Predigt ist beendet. Ernst und schweigend gehen die Dörfler ihren Wohnungen zu.

Eine ganze Weile sitzt Anna Dahlberg noch sinnend im Dunkeln auf ihrer Kammer. Ihre Seele bebt noch unter der Wucht der Worte, die in der Predigt an ihr Ohr gedrungen. — Und die Gnade pocht wieder, und das Gewissen mahnt. Sie kann sich diesen Mahnungen nicht mehr verschließen — das Herz weitet sich und zerbricht die Fesseln der Leidenschaft, die es gefangen halten. — Schluchzend wirft sie sich auf ihr Lager, und in abgebrochenen Worten stammelt der Mund: „Ich habe gesündigt, und ich

will bekennen und büßen. O Gott, hilf mir und sei mir gnädig und harmherzig!" —

In der Mittagsstunde des folgenden Tages ist's, da durchheilt eine Schreckenskunde das Dorf: „Anna Dahlberg ist vom Boden auf die Tenne gestürzt und tödlich verletzt!"

Da erklingt auch schon das Versehglöcklein. — Ein Missionar ist's, derselbe, der die Predigt über das achte Gebot gehalten, der mit dem Ministranten nach dem Dahlbergschen Hofe schreitet, um der Unglückten die heiligen Sakramente zu bringen.

Eine ganze Weile bleibt der Seelenarzt allein bei der Kranken, die zu Tode bleich und vor Schmerzen stöhnend auf ihrem Lager liegt, um das Bekenntnis ihrer verirrten Seele zu vernehmen. Endlich kann er das erlösende „Ego te absolvo“ sprechen, und nun ruft er den Ministranten und die Angehörigen in das Krankenzimmer. — Ein Hauch des Friedens liegt über Annas Zügen, als sie ihren Heiland und Erlöser in ihr Herz aufnimmt. Tränen stehen in den Augen der Anwesenden.

Der alte Dahlberg weint wie ein Kind.

Noch einmal versucht Anna Dahlberg, mit Aufbietung aller Kräfte, zu reden, aber ein Strom roten Blutes, der aus ihrem Munde dringt, erstickt alle Worte und bringt sie dem Tode näher. — Und es währt nicht lange, da tut das Herz den letzten Schlag. — Unter dem Beistande des Missionars haucht Anna

Dahlberg, reuig und mit Gott versöhnt, ihre Seele aus. —

Franz Brodhoff lehnt mit dem Rücken am Pfosten des Eingangstores und blickt gedankenvoll in den dämmernden Abend. Da knarrt das Hoftor — überrascht blickt er auf und sieht sich einem der Missionare gegenüber. „Sie sind der Bräutigam der Agnes Schmidt?“ fragt der Pater nach kurzem Gruße.

„Jawohl, Herr Pater!“

„Würden Sie mich wohl zu Ihrer Braut begleiten? — Eine wichtige Angelegenheit führt mich dorthin.“

„Gewiß, sofort,“ antwortet Franz erstaunt.

Dann schreiten sie schweigend dahin; der Missionar ernst und erschüttert, Franz neugierig, was der Pater wohl bei der Agnes Schmidt zu tun hat, und mancher Dorfbewohner schaut den beiden verwundert nach.

Bald ist das Kleine Häuschen erreicht, und mit gemischten Gefühlen treten die beiden Besucher in das Zimmer.

„Sie sind ja die Agnes Schmidt, die Braut dieses jungen Mannes, nicht wahr?“ fragt der Pater, nachdem sich die beiden Frauen von ihrem ersten Erstaunen erholt haben.

„Ja, Herr Pater,“ nickt Agnes, die wieder in ihrem Sessel sitzt.

„Ich komme im Auftrage der verunglückten und verstorbenen Anna Dahlberg, um für sie Verzeihung zu erbitten für die Kränkungen, die sie euch, dem Brautpaare, in der Verirrung ihres Herzens angetan hat.“

„Kränkungen?“ fragt Agnes gedehnt mit einem Blick auf die Mutter.

„Ist's kein Irrtum, Herr Pater?“ fragt Franz, „wir wußten nicht, daß . . .“

„Nein, es ist kein Irrtum. — Es handelt sich um die anonymen Briefe. Vor ihrem Tode hat die Verewigte mir bekannt, daß sie diese geschrieben und auch den Verdacht auf den Joseph Schulte gelenkt habe. Sie hat mich beauftragt, in ihrem Namen dieses zu offenbaren. Für die Genugtuung wird ihr Vater sorgen.“

„Die Anna hätte das getan?“ Tränen treten in Agnes' Augen.

Franz steht wie vom Donner gerührt. Eine solche Offenbarung hat er nicht erwartet. Ein Gefühl des Großen steigt in seinem Innern auf, aber da fragt der Pater wieder:

„Nun, ich darf doch hoffen, daß Sie der Verstorbenen verzeihen, nicht wahr?“

„Ich verzeihe ihr von ganzem Herzen,“ antwortet Agnes bewegt, „möge ihr auch Gott verzeihen.“

„Ja, Gott gebe ihr die ewige Ruhe,“ sagt Franz nun mit stotternder Stimme. „Sie hat uns ja weh

getan, bitter weh, und unser schönes Glück gestört, aber nun soll alles vergeben und vergessen sein."

Froh leuchtet es in des Paters Augen auf, und ein Seufzer der Erleichterung entringt sich seinem Munde. Dann spricht er zu den beiden jungen Leuten: „Ich danke euch im Namen der Ewigen. Hoffentlich wird sie einen gnädigen Richter gefunden haben, denn sie hat ihre Schmerzen und ihren Tod ertragen als Sühne für ihre Vergehen. — Euch aber wünsche ich von ganzem Herzen Gottes reichsten Segen für die Zukunft. Möge nie wieder eine Verleumdung den Frieden eurer Herzen stören! — Und nun, mein junger Freund, begleiten Sie mich wohl noch zur Wohnung des Joseph Schulte, denn auch hier habe ich für die Tote Verzeihung zu erbitten.“

„Gern, Herr Pater!“

Dann verlassen die beiden Männer wieder das Haus, um den Weg nach der Wohnung des Joseph Schulte einzuschlagen.

Die Agnes lehnt erschüttert in ihren Kissen, aber in ihrem Herzen lebt und webt nun auch wieder das Glück und die Hoffnung auf eine schöne Zukunft. Nun ist ja jeder Verdacht, der auf ihr lastete, beseitigt worden. — Lange beschäftigt sie sich noch mit der Mutter im Gespräch mit der Verstorbenen und ihrem eigenen Schicksal. Dann faltet sie die Hände, und aus tiefstem Herzensgrunde ringen sich die Worte: „Herr,

gib ihr die ewige Ruhe, und das ewige Licht leuchte ihr." —

Das ist ein Leichenzug, der sich von Dahlbergs Hause nach dem stillen Dorffriedhofe bewegt. Alle, die nicht verhindert sind, haben sich eingefunden, um der Toten die letzte Ehre zu erweisen. Annas Verfehlungen sind bald bekannt geworden, aber auch ihre Reue, und niemand schreitet hinter dem Sarge her, der ihr nicht verziehen hätte.

Auch Franz Brockhoff geleitet seine einstige Widersacherin zur Ruhe, und als er die Handvoll Erde auf ihren Sarg hinabwirft, da raunen seine Lippen: „Ruhe sanft, ich hab' dir vergeben!“

* * *

Der alte Dahlberg ist gar still und ernst geworden, und fast täglich geht er in den Abendstunden hinaus zum Friedhofe, um am Grabe seiner Tochter zu beten. Den Joseph Schulte hat er als Tagelöhner wieder auf den Hof genommen und ihm als Ersatz für den Schaden, den er durch die Verdächtigungen erlitten, ein Stück Ackerland geschenkt, das der Joseph schon einmal kaufen wollte. Und nun ist der Frühling wieder mit Blumenduft und Vogelsang ins Land gezogen. Wieder stehen die Bäume in voller Blüte, und sie leuchten lebhaft und feierlich wie die Braut, die da an der Seite des Franz Brockhoff zur alten Dorffkirche hinabschreitet, um den Bund fürs Leben zu schließen. Und ein großes, stilles

Glück, ein seliger Frieden liegt in den Zügen der Agnes Schmidt ausgedrückt, wie es nur guten Menschen eigen sein kann. — Ernst und aufrecht, doch mit sichtlicher Freude geht der Franz an ihrer Seite. — Gar mancher Dorfbewohner blickt dem stattlichen Paare verwundert nach, und mancher Bursche knallt mit seiner Pistole Freudenschüsse in den herrlichen Frühlingsmorgen.

Als die Feier beendet ist, treten die Neuvermählten auf den Friedhof an das Grab Anna Dahlbergs, um im Gebete auch derjenigen zu gedenken, die einst ihren Frieden gestört hat, nun aber, versöhnt mit Gott und den Menschen, der Auferstehung entgegen schlummert.

Dann gehen sie heim und nehmen die Mahnung, die ihnen der Grabhügel und das Holzkreuz zuflüstern, mit in die Zukunft:

„Du sollst kein falsches Zeugnis geben wider deinen Nächsten!“

